



Deutschland von oben: Erste englische Bomber im Anflug auf Köln, 1939

PICTURE ALLIANCE / JUNITED ARCHIVE

## Die Jahre, die ihr nicht kennt

Zu Hause in der Gegenwelt: Karl Heinz Bohrer erzählt in „Granatsplitter“ die Geschichte einer abenteuerlichen Jugend

**A**lles war plötzlich anders geworden: Das ist ein Satz, wie ihn Erzähler meistens nur sehr sparsam verwenden. Wendepunkte, an denen sich die Dinge dramatisch entscheiden, sind schließlich selten. Geschichten besitzen gewöhnlich nur einen einzigen davon.

Es mag nicht groß schockieren, dass Karl Heinz Bohrer keine übliche Geschichte abliefern, wenn er in seinem

VON ANDREAS ROSENFELDER

Buch „Granatsplitter“, das Ende des Monats bei Hanser erscheint, von einer Jugend im Zweiten Weltkrieg und der frühen Nachkriegszeit erzählt. Mit Aufsätzen über die Plötzlichkeit und die Ästhetik des Schreckens, vor allem aber mit der Zeitschrift „Mercur“, die er von 1984 bis 2012 herausgab, hat Bohrer dem deutschen Denken immer wieder Stromstöße versetzt, und ein paar davon waren ziemlich heftig. So einer wird das gelebte Leben nicht als langen, ruhigen Fluss betrachten, in dem man, wenn man gerade nostalgisch gestimmt ist, wie ein Badender ein paar Runden schwimmt.

In Bohrsers Jugendgeschichte verwandelt sich die Welt alle paar Seiten, ganz und gar, und oft geschieht es mit einem Schlag. Gleich zu Anfang, der Krieg hat gerade begonnen, regnet es schillernde Metallsplitter von zerborstenen Granaten auf die Straßen von Köln herab, und der Held der Geschichte hortet sie als Fragmente einer fremden, fantastischen Sphäre wie Schätze. Später, gegen Kriegsende, stürzt ein viermotoriger

Bomber der Amerikaner im Westerwald ab und wird wie ein Paralleluniversum im Schnee entdeckt. Aber auch das Gelb des Ginsters im Mai 1945, das Weiß des ersten Weißbrots in der Besatzungszeit, der Zettelkasten zu Platons Ideenlehre im Internat im Schwarzwald, der in Öl gebratene Kabeljau an den Imbissbuden beim ersten England-Aufenthalt – all das sind Peripetien, an denen der Gang der Handlung umschlägt, fast wie an jenen scheinbaren Zufällen, die im Mittelpunkt griechischer Tragödien stehen.

Auf einmal war alles anders: So lautet die Märchenformel in diesem Buch, und ihr exotischer Beschwörungsklang steht im Widerspruch zu den grau verschleierte Dokumentarbildern, die unsere Vorstellung von der Zeit der Zerstörung und des Wiederaufbaus beherrschen. Aber „Granatsplitter“ ist kein Bericht über den kollektiven Nullpunkt des Jahres 1945. Es ist ein Versuch über die Stunde null der Wahrnehmung, über das noch nicht durch Thesen aufgeräumte Trümmersfeld der Erscheinungen, so wie es sich nur einem Kind darstellt – oder einem Erwachsenen, der den Autopiloten der Abstraktion ausschaltet und selbst das Allerfernste so betrachtet, als ob er es mit den Händen berühren könnte.

In seiner Stimmung ähnelt „Granatsplitter“ eher einem Abenteuerbuch mit zerfleddertem Einband als den Memoiren eines Intellektuellen. Und das liegt nicht nur daran, dass Karl Heinz Bohrer, 1932 in Köln geboren, auf der Landkarte seiner frühen Jahre die Eigennamen ausstrahlt und selbst durchgängig als „der Junge“ auftritt, der „die Stadt“ verlässt und in der Schule „den Dichter“ liest, sodass man fast aus der Illusion gerissen

wird, wenn doch einmal von „Ganghofer“ oder „Göttingen“ die Rede ist.

Bohrer erzählt seine Initiation in die Welt des Denkens, die sich zuerst unter einem Himmel voller Bomberverbände und später in einem zauberberghaften Gymnasium abspielte, als wäre sie eine der Schmugglergeschichten und Heldensagen, die er als ersten Lektürestoff in die Finger bekam. Er erfasst seine Umgebung in einer Sprache, die so klingt, als gäbe es keine durch Generationen von Gelehrten geschaffene Hierarchie in der Ordnung der Dinge. Über den Platonismus am Birklehof heißt es: „Das ging ihm auf die Nerven.“ Über die üppigen Brüste der Freundin des Schulfreunds: „Unerhört aufregend!“ Es fehlt jeder Abstand zwischen erzähltem Ich und erzählendem Ich, also genau die sprachliche Distanz, an der man die Eigenart einer Autobiografie misst – und die doch oft nur die literarische Entsprechung eines knarrenden Drehstuhls ist.

Nichts ist akademisch, nichts altklug in diesem Buch eines Essayisten, der in Deutschland als elitärer Denker gilt. Und trotzdem funkelt der Text auf jeder Seite, allein schon weil die Objekte darin so oft glitzern und schimmern, der Brokat in den Kirchen, die Patronengürtel der Soldaten und der Schmuck der mondänen Mutter, die Tangoplatten auf dem Grammophon hört und Greta Garbo ähnelt. Es geht, auch so ein Kampfgefühl aus Bohrsers Ästhetik, um das Aufblitzen von Intensität. „Dieser kleine Krieg, der ihn fast jeden Tag in Spannung und Schrecken versetzte“, heißt es über die Bedrohung durch amerikanische Jagdflugzeuge, „hatte im ganzen eine ganz belebende Wirkung auf ihn.“

Das klingt fast so, als würden gleich Erdbeeren in Burgundergläsern auftauchen, und man könnte allein durch die Klangverwandtschaft in Versuchung kommen, die „Granatsplitter“ in enge Verwandtschaft zu Ernst Jüngers „Stahlgewittern“ oder seinen „Strahlungen“ zu stellen. Doch es geht um mehr als einen inneren Ausnahmezustand, der durch Phosphorbomben ebenso ausgelöst wird wie durch eine griechische Vokabel oder eine Zeile von Baudelaire. Wer denkt, bei Bohrer eine neodekadente Zeitreise zu buchen, die aus der Tristesse der alternen Republik in einen Urzustand zurückführt, in dem die rote Sonne unter Flakdonner bei Capri im Meer versinkt, der wird mit den „Granatsplittern“ nicht so weit kommen.

Nein, diese neun Kapitel fügen sich nicht zur Retro-Serie zusammen, wo die Leute Knickerbocker und Stahlhelme tragen und Nachwuchsphilosophen ihre Heidegger-Privatseminare zwischen nachtsbusigen Frauen im Bett abhalten. Bohrsers „Granatsplitter“ lesen sich eher wie ein zugleich wilderes und leichteres Handbuch der Ästhetik. Fast alle Begriffe, die Bohrer in seiner Theorie verwendet hat, begegnen dem Jungen wie Zufallsfunde. Bürgerlichkeit etwa: „Er merkte sich diese Redewendung des Vaters. Bürgerlich – das war wohl die Familie, das schöne Haus der Eltern, der Lateinunterricht und die Erzählungen von Frankreich. Alles, was ihm gut gefiel.“

Vater und Mutter des Jungen verkörpern zwei widersprüchliche Prinzipien, die Bohrer im Unterschied zu anderen Kulturkritikern immer zusammenhält, und das, obwohl die Ehe der Eltern an diesem Gegensatz zerbrach: Sie steht in

ihrer fast schon verwerflichen Schönheit, die selten ist unter den ungeschminkten Hausfrauen der Nachbarschaft, für den Stil, er als erster Abkömmling einer liberalen und weltläufigen Familie für die Politik. Zusammen findet beides, die Strahlkraft und der Mut, in der Idee des Heldischen.

Die ist vielleicht der eigentliche, wenn auch flüchtige Gegenstand dieses Buchs. Zunächst verkörpert sie ein finsterner deutscher Leutnant, der in den letzten Kriegstagen Maschinengewehrnerster in Schlafzimmern einrichtet, später sind es die Engländer, die plötzlich als „andere, bessere Deutsche“ erscheinen, wiederum später rückt der Griechischlehrer auf die Position des einsamen Helden. Der Junge, der oft ins Kino geht, kommt diesem Ideal nur für Momente nahe, in der Schlägerei mit einem Referendar oder dem auf dem Weg durch den Wald von Canterbury mit einem Mädchen, das er nach einem gedanklichen Countdown zu küssen versucht, ohne Erfolg.

Bei einer Eisenbahnfahrt durch die Ruinen von Köln schaut der Held in die Wohnungen des Bahnhofsviertels. „Als er diese erleuchteten Badezimmer und Klos sah, dachte er, dass sich jetzt alle Bewohner zur Arbeit fertig machten. Alle gleichzeitig. Er sah Männer vor Spiegeln in winzigen Badezimmern, wie sie sich rasierten. Alle gleichzeitig.“ Der Abscheu gegen die Gleichförmigkeit der Zeit, gegen die Erwartbarkeit ihres Verlaufs, das ist wohl der Grund für die Beschworung der Plötzlichkeit.

Alles war nach wie vor ein Abenteuer: Wenn es einen Satz gibt, mit dem man die Welt verändert, indem man sie bloß beschreibt, dann diesen.

### WOCHENPLÄNE

#### Wenn das Nichts nichtet

**Festivals besuchen.** Ja, ja, der Sommer ist keiner, und wer will nass zwischen Klappstühlen und Schlamm sitzen? Gummistiefeltragen ist viel zu *year before last year*, Zelten allenfalls auf Hochhausdächern akzeptabel, und Coachella, das bewusstseinsveränderndste Musikfestival von allen, leider weit entfernt – erstens, weil es in Kalifornien stattfindet, und zweitens, weil das nächste erst wieder im April losgeht. Einigermaßen transzendierend verspricht aber auch das Festival von Inveraray in Schottland zu werden: Dort finden ab Dienstag die Scottish Highland Games statt, mit dem Höhepunkt Caber Tossing: Schotten in ebensolchen Röcken werfen achtzig Kilo schwere und sechs Meter lange Baumstämme um die Wette, dazu wird kräftig in den Dudelsack getrötet. Kein Witz. Die gibt es dann zweieinhalb Wochen später in Edinburgh beim Fringe Festival, auf dem die interessantesten Komiker des Landes auftreten. Fast schon irritierend zahm dagegen: die Salzburger Festspiele, die am Freitag beginnen.

**Elton John verstehen.** Nein, nicht weil wir einen mittsommerlichen Kitschrappl haben und auf einmal „Candle in the Wind“ hören, nur weil es bald einen „Diana“-Film mit Naomi Watts geben wird. Sondern weil Elton John ein Buch geschrieben hat über die Arbeit seiner Aids-Stiftung, das diese Woche auf Deutsch bei Hoffmann und Campe erscheint: „Love is the Cure. Über das Leben, über Verlust und wie wir Aids besiegen können“. Das klingt zwar rührselig gutmenschhaft, aber der Geschichte, die er erzählt, hören wir trotzdem zu.

**Tauben vergiften.** Erstens, weil Tauben sowieso böser sind als Taranteln, Asseln und Wasserkakerlaken zusammen. Zweitens, weil der Kabarettist Georg Kreisler am Mittwoch neunzig geworden wäre. Immer noch eine der schönsten versteckten Liebeserklärungen ist seine Zeile: „Schatz, kann's geben im Leben ein größeres Plaisir als das Taubenvergiften im Park?“

**Jeanshemden tragen.** Der Grund: David Hasselhoff wird sechzig. Zwar hat der mit seinem „Looking for Freedom“ nachhaltigt unser Bild von Freiheit gestört, aber wer es schafft, über mehrere Jahrzehnte seine Haare in den Nacken perlen zu lassen wie ein menschgewordener Airdale-terrier, verdient schon eine ästhetische Würdigung.

**Sphärisches betrachten.** An sich langweilt uns ja nichts mehr als Unklarheiten, aber diesjährige Zwischenzustände können auch was für sich haben. Der beste Beweis: die Fotografien des Amerikaners Ryan McGinley von jungen Leuten, meistens nackten und meistens attraktiven, in amerikanischer Weite, von Felsen springend, auf Pickups reitend oder in Seen schwimmend. Der Band „Whistle for the Wind“ ist gerade bei Schirmer/Mosel erschienen. Wenn uns das dann doch zu stark nach American-Apparel-Werbung aussieht, behalten wir die Stimmung der Bilder im Kopf und stellen uns vor, wir würden auf einem der Seen herumpaddeln in einem Paradox aus Schlichtheit und Übergeschwindigkeit: einem weißen Schlauchboot von Chanel, das es jetzt zu kaufen gibt.

**Gelb und grün hören.** Nein, wir sind keine Synästhesiehysteriker oder Kryptodekadenzfreaks. Am Donnerstag erscheint einfach das neue Album der Metalband Baroness. Der Titel: „Yellow and Green“.

**Ferienfragen abblocken.** Nichts ist nerviger als gefragt zu werden, wo man denn hinfährt, wenn die eigenen Ferien noch weit entfernt sind. Einfach möglichst surrealistische Antworten geben: „PT201“, „Bibliothèque Nationale, dritte Reihe, hinten links“, „Hummerauswildern“, „Ach, das Nichts nichtet“.

## Es muss im Leben doch mehr als alles geben

Die Realität geht uns auf die Nerven, und dann ist auch noch der Sommer verregnet: ein Plädoyer für mehr Eskapismus

**A**ri bestellte immer das gleiche Bier in der gleichen Bar am gleichen Platz. Wie die meisten hier hatte er Geld mit Computern gemacht. In den Siebzigern war er nach Palo Alto gekommen, mit seinem Bart und den ausgebeulten Jeans war ihm die Zeit, die

VON MARA DELIUS

seitdem vergangen war, anzusehen. Wo er eigentlich lebte, wusste keiner, manche sagten, er habe eine Hütte in den waldigen Foothills vor der Stadt, vielleicht aber doch ein Penthouse. Wenn er sprach, klang sein Amerikanisch wie Finnisch, andere wiederum hörten Russisch heraus. Ari selbst grinste still in sein Glas, es gehe doch darum, wohin einer gehe, nicht woher er komme. Irgendwann war er verschwunden.

Wer heute über Eskapismus spricht, macht sich verdächtig. Nicht nur, weil das Wort eigenartig erhaben klingt, sondern weil das, was es meint, so gewöhnlich ist: Weltflucht. Das ist doch alles Mögliche, besoffene Sommernächte, Surfen vor Hawaii, Nagellack im Farbton Island oder eine rasche Affäre nebenbei, kurzum jeder Versuch, aus dieser Welt zu entkommen und in einer anderen zu verschwinden, für den Moment. Und welche Flucht in etwas Ungewohntes ist noch aufregend, wenn sie jeder jederzeit haben kann?

Sicher, die Sehnsucht nach Ausbruch aus der Wirklichkeit und dem Sprung von dem, der man ist, zu dem, der man sein könnte, ist kein Phänomen allein unserer Epoche oder gar dieses Sommers im Besonderen. Das zu behaupten wäre so durchsichtig wie missionarische

rig: der Versuch, die eigene Zeit als unerschöpflich bedeutungsvoll zu sehen, die Zergliederung eines Seufzers, wie es bei Hofmannsthal heißt, zugunsten einer Diagnostik der gegenwärtigen Atmosphäre. Aussteigen ist der große, banale Wunsch, zu sich zu kommen, der es zu den schillerndsten Denkfiguren gebracht hat, von Rousseau mit seiner radikalen Individualpoetik der „Träumereien“ über die Rückzugsverwunschenheit von Thoreaus „Walden“ bis zu den surrealistischen Ausprägungen der hippiesken Widerstandskultur der Sechzigerjahre.

Trotzdem sprechen Kulturkritiker heute davon, wir befänden uns in einer Welt, die in sich eskapistisch ist, voller Tunnelgänge in Paralleluniversen: überall Dauerkommunikation und Endlosinformation, eine ständige Überbelastung, die aus der Verbindung von Bildschirm

und Bewusstsein entsteht. In der virtuellen Welt bildet sich ein anderes Ich, das seinen Schatten auf das in dieser wirft. Mehrfache Wirklichkeiten öffnen sich. Stimmt sicher alles. Aber bedeutet Rückzug heute, das Handy zu zerhacken und den E-Mail-Account aufzugeben?

Desertieren aus der Gegenwart auf der narzisstischen Suche nach Intensität in der Erfahrung: Das war der Vorwurf an die eskapistische Literatur der Dekaden um Neunzehnhundert. Inzwischen verläuft der Fluchtweg genau andersherum, scheint es, zurück in die Wirklichkeit. Eskapismus ist zur Alltagsnotwendigkeit geworden. Gerade dann, wenn mit einem aufregenden Leben nicht das Herumhängen

in einer Parallelwelt gemeint sein soll, muss die Möglichkeit zum Ausstieg mehr als ein Versprechen sein: nämlich eben ein Impuls, dem man folgt, wann es einem gerade passt.

Ari jedenfalls tauchte nicht mehr auf in der Bar, nie wieder. Wahrscheinlich hat er sich eine andere Wirklichkeit geschaffen, sagte einer. Ari, erzählte später am Abend ein anderer, habe noch den alten Bob Behmer gekannt. Das war der Erfinder der Escape-Taste auf dem Computer. Mit einem Handgriff bricht sie alle laufenden Aktionen ab und schließt alle offenen Aufgaben; wie eine weltgewordene Erfüllung der Sehnsucht nach Weltflucht.

Andere Vorschläge: umseitig.

